

Wo war das närrische Wesen, in der Dunkelheit war es nicht zu finden, schwer zu greifen der quirlige Geist, Geduld. Ein leises Knacken war zu hören, hastige Atemzüge und ein Rauschen, als würde schwerer Stoff über den Boden gezogen. Mondlicht drang durch die Lamellen der Fensterläden, silbrige Zeigefinger, in denen der Staub tanzte.

Eine Bewegung war zu spüren und in einem Luftzug wischte ein Schatten vorbei. Er roch nach Puder und nach altem Samt. Eine Kerze flammte auf, ihr Licht bewegte sich im Kreis, beleuchtete das rötliche Holz einer Vitrine, erhellte ihre Glasfläche und zeigte die Sprünge darin. Es leuchtete ins Innere, fiel auf den hellen Boden der Vitrine, auf Käfer, von Glasscherben umgeben, und auf Obst aus Wachs, das an den Rändern zerflossen war. Das Kerzenlicht wanderte weiter, fuhr nach oben hinweg über Regale, über Bücher in matten Farben, von Ruß geschwärzt, schwenkte nach unten und fiel auf die Fingerspitzen einer Hand. Sie glitten den Rand einer Tischplatte entlang, als prüften sie das Holz und hinterließen Spuren im Staub. Jetzt flackerte die Kerze, eine Staubwolke wirbelte nach oben, flimmerte im Licht, umgab ein Gesicht, das kurz aufleuchtete und wie ein Fleck in der Dämmerung schwebte und wieder verschwand, als sei es der Fetzen eines Traums.

Das Geräusch einer Bewegung, ein Zischen und dann eine Insel aus Licht. In ihr zeigte sich eine zierliche Gestalt in einem zeisiggrünen Kleid. Sie stand mit einem Bein auf einem Stoß Bücher, hatte den Fuß auf die äußerste Spitze gereckt, das andere Bein unter ihrem Reifrock zur Seite gespreizt und balancierte darauf mit Hilfe eines aufgespannten dottergelben Sonnenschirms in der Hand. Den

anderen Arm hatte sie weit nach oben gereckt, die Finger nach einem Buch gestreckt, sie griff danach und zog es energisch heraus. Der Ruck warf sie nach hinten, sie schien das Gleichgewicht zu verlieren, hielt mit ihrem Schirm dagegen, beugte sich vor, flatterte mit den Armen, ruderte zurück, kam in eine Drehung, kurz war ihr verkrümmter Rücken zu sehen, bog sich vor, reckte sich auf und balancierte sich, graziös wie eine Seiltänzerin, in geradezu artistischer Haltung wieder aus. Mit einer Hand hielt sie das Buch an sich gedrückt, die andere hielt den aufgespannten dottergelben Seidenschirm gegen den Schutt und Ruß, die von der Decke rieselten. Sie blinzelte kurz unter dem Rand ihres Schirms nach oben in den bizarren Regen, hob dann das Buch vor ihr Gesicht und schüttelte es kräftig. Sie nieste, kam erneut ins Schwanken, fing sich, hob ihren Schirm noch etwas höher und drehte den Kopf ins Licht.

Ihr Gesicht war wach, neugierig, nicht eben schön, war großflächig mit herben Zügen, darin kluge Augen, blitzend vor Lebendigkeit. Der Mund war groß, war ausdrucksvoll, mit schwerer Unterlippe. Ihre Stirn war hoch und kräftig mit zwei Falten zwischen den Brauen, darüber aufgebauchtes Haar, bestäubt mit weißem Puder.

Sie reckte das Kinn. Ihre raue Stimme spottete: „Sapristi. Alles ruinös hier.“ Lauter rief sie: „Hepp“, und mit einem federnden Sprung, den Schirm wie ein Segel über sich, kam sie zu Boden. Sie sah hoch, blinzelte in das Flimmern der herabschwebenden Flocken, trat an einen Tisch, drehte sich um und wischte mit ihrem Rocksäum den Staub von einem Stuhl. Sie blickte wieder nach oben, schüttelte die tanzende Asche von ihrem Schirm, schloss ihn und lehnte ihn gegen den Tisch. Danach setzte sie sich, zog ein Tuch aus ihrem

Ärmel, säuberte damit den Tisch, schlug das Buch auf und rückte den Kerzenleuchter in die Nähe ihrer Lektüre. Sie las, keuchte vor Überraschung, beugte sich tiefer, las weiter, blätterte und mit einem Male lachte sie hellauf.

„Die Komödien des Aristophanes. Ja. Ja. Sie sind es tatsächlich. Ha, ich habe sie gefunden. Sie sind gerettet ...“

Eine Männergestalt stürzte aus dem Dunkel hin zu ihrem Tisch, griff nach dem Buch, sie zog es weg. Hastig bat er:

„Zeigen Sie. Ich bitte Sie, geben Sie es mir.“

Sie hielt es fest. „Nein, meines.“

Sie sprang auf, lachte, rief wieder: „Meines“, und floh mit dem Buch.

„Na, warten Sie“, rief der junge Mann und rannte hinter ihr her. Blitzschnell fegte sie davon. Er stolperte, raffte sich, stürzte dann taumelnd vorwärts, beinahe hätte er sie gehabt, sie entwischte seinen Händen, schrie und lachte. Sie liefen und keuchten wie in einem Tanz um die Vitrinen. Sie drehten sich, sprangen hin und her im Täuschen des anderen, jagten sich weiter. Ein Stuhl fiel um. Ein quietschendes „Au!“. Die kleine Person hüpfte auf einem Bein.

„Bei Gott! Haben Sie sich verletzt?“

„Nein“, lachte sie, wischte an ihm vorbei und mit einem Sprung war sie wieder auf dem Bücherstoß.

„Alors“, rief sie, warf die Arme hoch, als sei der Bücherstoß ihr eine Bühne und der Raum ihr ein Theater. Sie hob das Kinn, hielt das Buch hoch, klopfte auf den Buchdeckel und legte es an ihr Ohr. Aufmerksam horchte sie hinein, hielt es wieder vor sich, runzelte die Stirn, schüttelte es, wartete auf eine Reaktion und öffnete das Buch. Mit schräg gelegtem Kopf sah sie hinein. Steckte die Nase tief zwischen die Seiten, berührte das Papier, schnüffelte daran,

hob den Kopf weit in den Nacken und sah wie ein Vogel aus, der eben getrunken hatte. Rasch beugte sie sich wieder vor, presste den Mund zwischen die Seiten, schloss die Augen, sog die Luft durch die Nase, fuhr dann überrascht hoch und drehte sich mit hochgezogenen Brauen um. Sie sah ihn an und rief empört und mit lachenden Augen:

„Kein Leben ist im Papier. Aber auch gar nichts. Nichts zu schmecken. Nichts zu riechen. Nichts als Staub und trockene Blätter. Bitte sehr. Sehen Sie! Da. Ha. Bitte. Oje.“

Sie zeigte ihm ihre kleine geschwärzte Hand.

„Ruß, als Druckerschwärze.“

Sie wandte sich wieder dem Buch zu. Mit spitzen Fingern nahm sie eine Buchseite, sah frech über ihre Schulter zu dem jungen Mann hinunter, tat, als würde sie einen schmalen Streifen Papier abreißen und ihn sich in den Mund stecken. Sie blies die Wangen auf, mahlte mit den Kiefern und brabbelte wie mit vollem Mund:

„Trocken. Ich sag es ja. Kratzt im Hals. Und wie!“

Sie hustete, räusperte sich kräftig und brachte heraus:

„Ohne jedes Leben ist das Papier. Ach, die armen Vögel. Mon dieu! Das hat der verehrte Aristophanes nun wahrlich nicht verdient.“

Gelächter kam aus der Dunkelheit und das Schaben eines zurechtgerückten Stuhls.

Spöttisch schürzte sie die Lippen, als würde sie den nächsten Satz abschmecken.

„Sein geniales Werk. Sie haben es vergessen. Wie konnten sie dieses Heiligtum hier im Raum lassen? Einfach stehen gelassen im Regal. Jetzt haben wir das Malheur. Nutzlos fühlt es sich. Glaubt sich schmählich verlassen. So allein ist es vor Langeweile eingeschlafen. Sehen Sie, wie es sich

biegt, als wäre es verstrickt in Alpträume? Was für eine Nachlässigkeit. Unverzeihlich. Ha! Aufwachen!“

Sie schüttelte das Buch. „Auf ins Leben. Jetzt. Ich werde in die Sätze blasen, dass die Buchstaben wirbeln. Ich werde sie aufscheuchen, bis ihr Geist erwacht. Ich werde sie aus dem Staub ins Leben holen, sie in die Körper bringen, sie Fleisch werden lassen. Sie sollen die Bühne erobern, die Zuschauer beglücken. Ich will ... Ich will es ... Ach, wie sehr ich das will ... so sehr ... sehr ...“

Ihre Stimme versickerte. Blinzelnd sah sie in den düsteren Raum. Heftiges Klatschen und ein „Bravo!“ kamen aus dem Dunkel.

„Ich bin bei Ihnen. Worauf warten wir? Also an die Arbeit.“ Die zierliche Person auf dem Bücherstoß kicherte, blinzelte, bog sich in die Richtung der Stimme und presste das Buch an ihre Brust.

„Wie denn, bitte, ohne Idee? Immer ist es das Gleiche. Mein Mund ist voll davon, läuft mir voraus, ich könnte mich auf die Zunge beißen, die Worte an meinen Gaumen pressen, sie würden mir doch aus allen Öffnungen fahren.“

Sie sprang vom Bücherstoß, schnappte sich ihren Schirm am Tisch und tänzelte durch den Raum. Das Buch hielt sie mit einem Arm steil in die Luft.

„Meines“, rief sie, lachte und pustete die Kerze aus.

Der junge Mann versuchte ihr im Dunklen hinterher zu stürzen, hätte sie fast gegriffen, doch konnte sie ihm wiederum entwischen und als Erste die Tür erreichen. Nun hatte er sie eingeholt, und gemeinsam stolperten sie hinaus in den Schlosshof.

Erhitzt standen sie jetzt voreinander, suchten Halt, schnappten nach Luft, lachten wieder, schüttelten den Kopf vor

Vergnügen und sahen nicht ihre Umgebung, sahen nicht die Traurigkeit des Orts, die sie umgab, mit der vom Brand geschwärzten Ruine.

Nach einer Weile drehte sich Luise von Göchhausen um.

„Ach, sehen Sie“, stieß sie keuchend hervor. „Was für ein Anblick! Einen Augenblick lang hatte ich das vergessen. Immer und immer wieder aufs Neue bin ich fassungslos. Das Schloss, unser Schloss in Weimar, eine Ruine.“

„Ja, wie recht Sie haben, es ist ein erschreckender Anblick.“

Sie griff nach seinem Arm. „Verstehen Sie? Ich musste zurück. Musste es tun. Egal, was aus mir würde. Als ich in Karlsruhe von dem Unglück erfahren hatte, konnte ich nicht anders, als die Markgräfin von Baden zu bitten, mich aus dem Dienst zu entlassen. Ich musste doch hier sein, um begreifen zu können, was mir erzählt worden war. Kannte ich doch das Schloss seit meiner Kindheit. Da hilft keine Vorstellungskraft. Also musste ich nach Weimar kommen, um helfen zu können, um den Unglücklichen zur Seite zu stehen. Meine liebe Markgräfin von Baden hatte Verständnis und ließ mich gehen. Herzogin Anna Amalia nahm mich in ihren Dienst. Jetzt bin ich wieder hier, in der Nähe meiner Familie.“

„Hatten Sie denn, als Sie wieder hier waren, erfahren, wie das Unglück geschah?“

„Ja. Der Brand kam wohl durch einen schadhafte Rauchfang im Küchentrakt zustande. Es war ein Feuersturm ungeahnten Ausmaßes, sagte man mir. Es gingen Säle, gingen Wohnungen, die Kanzleien, die Sammlungen und auch der Ballsaal, das Operntheater, all die Kunstkabinette und die Kirche in Flammen auf. Rettung war unmöglich. Obwohl

unser junger Herzog Carl August Unglaubliches geleistet hatte, die Übersicht behielt, nicht aufgeben wollte – das Schloss war binnen eines Tages abgebrannt. Nur ein paar Reste hatten schwer beschädigt das Feuer überstanden und, wie Sie eben gesehen haben, wurden sie nur notdürftig gegen die Witterung geschützt. So auch der Raum, in dem wir eben den Aristophanes gefunden hatten.“

„Wie traurig“, murmelte er, „ich kannte das Schloss nur aus Erzählungen. Nunmehr wird es für mich eine Erzählung bleiben.“

Sie fuhr sich über die Stirn, sah dann rasch zu ihm hin. „Pardon, was hatten Sie eben gesagt?“

„Ach, Gedanken. Aber jetzt, woher wussten Sie überhaupt, dass wir die Komödien des Aristophanes hier in den Schlossruinen finden würden?“

„Der liebe Hofrat Wieland vermutete es. So habe ich den Versuch gewagt.“

„So, so, der liebe Wieland.“

Überrascht sah sie ihn an. Hatte sie da eben Spott herausgehört?

Er lächelte etwas verlegen, hob sein Kinn und sah sie an.

„Danke für ihre Mühe. Bitte geben Sie mir jetzt das Buch.“

„Nein, meines“, lachte sie und amüsierte sich über sein enttäushtes Gesicht. Sie lächelte.

„Also gut, Sie bekommen es von mir. Aber nur, wenn Sie mir versprechen, morgen am späteren Nachmittag bei mir vorbeizukommen. Wir wollen arbeiten. In alten Sprachen bin ich noch frisch. Die Herzogin hat mir um diese Zeit frei gegeben. Bitte, wir könnten gemeinsam das Stück übersetzen. Ich würde es so gerne tun, es wäre eine prächtige Übung für mich. Ja? Also nur dann.“

Seine Augen blitzten herausfordernd. Er verbeugte sich übertrieben tief. Sie lachte über ihn und neckte ihn mit einem ebenso übertriebenen Knicks, überreichte ihm sogleich das Buch.

Er geleitete sie zur Sänfte, zog ihren Umhang aus den Polstern und legte in ihr um die Schultern. Sie zog die Kapuze über ihre Locken, nahm dankend seinen Arm, um in die Sänfte zu steigen. Als sie saß, zog sie beide Vorhänge zu, durch die Lücke winkte sie zum Abschied, klopfte dann mit ihrem dottergelben Schirm an die Holzwand.

„Zurück zum Wittumspalais“, hörte er sie rufen.

Er wartete, sah die Sänfte mit den beiden Trägern immer kleiner werden, drehte sich um und schlenderte die Ilm entlang.

Sie saß in der Sänfte, ergab sich dem Schaukeln der Träger. Eilig trabten diese vorwärts. Das Herz klopfte ihr in der Korsage. Ihre Wangen brannten. Ihre Kehle war trocken. Sie war voll Staub, voll Ruß. Sie würde sich umziehen müssen. So konnte sie auf keinen Fall im Wittumspalais erscheinen.

Was für eine Situation aber auch!

Sie, Luise von Göchhausen, eine Hofdame Herzogin Anna Amalias, hatte sich um ein Buch gebalgt, war mit dem Dichter, der in aller Munde war, seit er ‚Die Leiden des jungen Werthers‘ geschrieben hatte, um die Wette gerannt. Sie, an die er sich vertrauensvoll gewandt hatte, damit sie ihm helfe, sein Temperament zu zügeln, die Hürden der Etikette bei Hof zu nehmen. Sie tat das Gegenteil ... und genoss es – und wie sie es genoss –, mit ihm die höfischen Spielregeln zu brechen.

Beide waren sie gleich jung, beide zu gleicher Zeit nach Weimar gekommen. Goethe wohl nur auf Durchreise hier. Sie aber wollte bleiben. Nach sieben Jahren Abwesenheit. Sie drückte sich tiefer in die Kissen.

Noch war sie nicht wirklich angekommen. Musste sich erst einfügen. Es war ein anderes Weimar geworden. Nicht zu übersehen, wie der Schlossbrand das Hofleben verändert hatte. Die höfischen Spielregeln waren außer Kraft. Vieles musste improvisiert werden. Es fehlten Räume, um Distanz zu schaffen. Die gewohnten Rituale waren gestört. Repräsentation war nicht mehr möglich. Eine ungewohnte Privatheit machte sich breit. Bei den älteren Hofleuten schuf dies Verunsicherung, die Starrheit bewirkte und ein Beharren auf den alten Regeln, die sich aber zur Erleichterung der Jüngeren begannen aufzulösen.

Doch der Begegnungsort aller, das Theater, hatte seine Bühne verloren. Die Seylersche Truppe war nach dem Brand und dem Verlust des Theaters nach Gotha weitergezogen. Doch Herzogin Anna Amalia, das wusste sie, konnte nicht ohne ihr Theater leben. Leidenschaftlich liebte sie das Schauspiel, die Oper. So hatte sie als erste Souveränin das Theater in deutscher Sprache entdeckt. Sie hatte Gottscheds berühmte Komödiansammlung gekauft, beinahe zweitausend deutsche Stücke, und so die deutsche Sprache hoffähig gemacht. Was für eine Tat, ihr Engagement. Das durfte nicht vorbei sein. Niemals. Es musste etwas geschehen. Dazu war sie entschlossen. Mit dem Aristophanes könnte ein Anfang gemacht werden. Stücke deutscher Autoren würden folgen. Warum nicht?

Wie an den Fäden ihrer Gedanken hochgezogen, saß sie aufrecht in der Sänfte. Sie wurde hier gebraucht. Dessen

war sie sich sicher. Sie würde es wagen. Jetzt war ja auch Goethe da. Sie könnte Wieland begeistern. Hier gab es viele Liebhaber des Theaters. Zwar keine Schauspieler, aber es waren genug Amateure bei Hofe, und ihre Lust am Spiel könnte ein Ensemble ersetzen.

Sie rückte sich energisch zurecht. Auf ihre Überredungskünste, das wusste sie, konnte sie sich verlassen. Ach, wie sehr lockte sie der Neubeginn! „Nichts geschieht hier, wenn wir es nicht selbst tun“, so hatte es ihr die Herzogin bei ihrem ersten langen Gespräch gesagt. Also auf. Ihre Phantasie war gefordert. Ihr Geist. Ihre Spiellust. Frohgemut rückte sie erneut ihren verwachsenen Körper zurecht, um die Stöße in der Sänfte, hervorgerufen durch die harten Tritte der Träger, abzufedern.

Mit raschen Schritten wurde sie weiter durch die Nacht getragen. Sie lugte durch den Vorhang in die Dunkelheit und horchte auf das Gebell der streunenden Hunde. So allein in der Nacht war ihr bang. Die wenigen Laternen der Stadt schickten ein trübes und nach Fischöl stinkendes Licht über die Gassen.

Endlich kamen sie durch die neu angelegte Esplanade und näherten sich unter den Alleebäumen dem Wittumspalais im Westen der Stadt, dem improvisierten Domizil der Herzogin Anna Amalia. Das Palais hatte ihr Geheimrat Fritsch überlassen. Dies war spontan und aus Not geschehen – wie vieles andere auch.

Doch von Not war nichts mehr zu spüren. Das Palais war von weiblicher Behaglichkeit gewärmt und – trotz der Pflicht zur Repräsentation – angenehm schlicht gehalten.

Sie spürte es. Ein Ort der Kunst würde hier entstehen, ein Ort des Geistes, der Phantasie, der Wissenschaft und

Forschung. Hier wuchs womöglich der erste Salon heran, in dem Adelige und Bürgerliche, Gelehrte und Künstler, gleichberechtigt zusammenkamen.

Sie sah es vor sich, das Palais ihrer Phantasie, und brach in Gelächter aus. Ach, ihre Phantasie. Vor ihr ein goldener Bienenkorb, ihre Herzogin mit ihrem lebhaften Geist, die Bienenkönigin. Schwirren und Summen hörte sie. Bienen flogen um das Palais, flogen ein und aus, waren die Boten, sammelten Geistesnahrung. Ihren Stachel hatten sie zum Zierdegen gezähmt, denn anzustacheln galt es den Disput. Sie, ja auch sie, war ein Teil des emsigen Schwarmes, um die Perücken zu bestäuben und vor allem das Denken in den Köpfen. Sie, ja sie, war ausgeflogen, den Aristophanes zu finden.

Unsanft wurde Luise aus ihren Träumen gerissen, als die Männer die Sänfte hart absetzten. Sie biss die Zähne zusammen, streckte ihren Rücken, dann duckte sie sich, schob ihren Reifrock zur Seite, kroch heraus, trat auf einen rasch ausgebreiteten Lappen unter ihren Füßen. Jetzt lief sie hinein in ihren goldenen Bienenkorb, hinein in die Wärme, in den Geist, den sie dort vermutete, in die Kunst. Hier war ihr Platz, ihn würde sie sich erobern. Sie hielt sich für mutig. Sie wollte den Ruß nicht sehen hinter dem Licht. Sie wollte ihre schiefe Gestalt vergessen. Den hämischen Blick der Gesellschaft nicht wahrnehmen, obwohl sie es wusste. Sie war verdreht von Geburt an. War geformt als Fragezeichen. Der Welt wurde sie als Witz präsentiert. Sie war der Spott der Natur gegen das Ideal.

Mit all ihrem Mut ging sie weiter auf das Palais zu.

Sie hob die Röcke, um den Saum über den Schmutz zu halten. Sah jetzt die Wirklichkeit. Was Gold, was Honig,

was Bienenkorb. Lärm war hier. Enge. Düsternis. Dagegen kamen die Fackeln nicht an. Rußig schwelten sie aus dem Pech der Holzprügel, leckten die Wände hoch, warfen bizarre Muster auf die Fassaden, zischten in den Halterungen. Im Vorbeigehen hörte sie das Knacken der Glut.

Sie kam kaum weiter. Dicht gedrängt standen Kutschen im Hof. Sie musste sich durchdrängen. Neben ihr das Klirren der Ketten, das Stampfen der Pferde. Das Schnauben dicht an ihrem Ohr. Der Dampf der Tiere berührte ihren Hals. Pferdehaare streiften sie. Die Tiere schüttelten ihre Mähne, bewegten unruhig ihre Ohren und drehten ihren Kopf zu den Kutschern hin, die sich in der Dunkelheit mit brummigem Gefasel die Langeweile vertrieben und auf dem Pflaster sich die Schwere aus den Füßen stapften.

Metallisches Scheppern kam aus den geöffneten Fenstern der Küche. Es hallte durch den Hof. Befehle fuhren in den Lärm. Antworten schnappten. Ein frecher Disput machte sich breit, drang durch das Klirren der Bestecke, das Klappern der Deckel. Was für ein Lärm! Wie betäubt war Luise. Nur weiter durch den Eingang der Dienerschaft ins Haus, die Treppe hoch in ihre Mansarde, hinein in die Ruhe.

Sie war nicht für große höfische Gesellschaften geschaffen, für Redouten, für Bälle, das ganze Zeremoniell. Sie liebte die Stille. Das Bei-sich-sein-Dürfen. Ein seltenes Glück in ihrer Anstellung.

Hofdame war sie in der Tradition ihrer Familie. Auch ihre Mutter, ihre Tante waren Hofdamen gewesen. Stets lag der Druck der Erwartung auf ihr. Die Positionen waren rar. Die Konkurrenz war groß. Sie musste Erfolg haben. Nur auf Probe war sie hier. Sie, das verwachsene Geschöpf. Ein Entgegenkommen der Herzogin.

Sie sah jetzt nach oben zu den Gesellschaftsräumen. Licht drang durch die Vorhänge. Immer noch waren Gäste im Palais.

Sie musste sich beeilen. Das Souper schien, dem Lärm aus der Küche nach zu schließen, schon beendet zu sein. Sicher würde sie am Spieltisch verlangt oder als Vorleserin im Salon erwartet werden. Jetzt rasch vorbei an dem Geschwätz aus der Küche. Rote Gesichter tauchten zwischen den geöffneten Fenstern auf. Entdeckten sie, drehten sich abrupt um, wischten sich den Schweiß und duckten sich lästernd zusammen. Die Wärme der glühenden Herde trug das Gewirr der Stimmen aus der Küche zu ihr in den Hof. Da, ein Satz. „Des bucklicht Weibla da, von da Frau Herzogin sei neies Freeleen da, de is ja, ein greislich ...“

Schrill war die Stimme. Hämisches war der Ton. Sie fuhr zusammen. Sie war gemeint. Sie, die Bucklige. Es traf sie und traf sie, wie so oft, vollkommen ungeschützt. Was für eine Dummheit. Wie boshaft sie waren. Sie taten ja, als trüge sie die Schuld an ihrer verwachsenen Gestalt, die sie, taktlos zudem, ganz öffentlich zu zeigen wagte. Sie, die Bucklige. Wie sie sich schämte für den Anblick, den sie ihnen bot.

Die Glieder schmerzten. Zu viel. Sie kam nicht weiter. Hielt sich an der Wand fest. Ihre Knie zitterten.

In der Küche, die Menschen, wie grausam sie waren in ihrem ungerechten Vorwurf. Und doch, es war seltsam, sie war es, die sich schuldig fühlte. Denn etwas wie sie hätte nicht geboren werden dürfen. Eine Zumutung wie sie dürfte es gar nicht geben.

Sie presste sich an die Wand. Weg aus dem Licht. Eine Qual, das auszuhalten. Ihre Scham. Sie spürte die Wand,

presste sich dagegen, versuchte sich zu strecken. Die Kapuze ihres Umhangs rutschte von ihren Haaren auf die Schultern. Sie tastete wie im Zwang über ihr Gesicht, wollte etwas Reizvolles an sich entdecken, betastete ihre, wie es hieß, aparten Züge, legte dann die Hände auf die brennenden Wangen. Zugleich schämte sie sich über ihre Hilflosigkeit. Wie sich trösten, wie weitermachen. Eine Weile stand sie so.

Langsam wurde sie ruhiger, gefasster auch. Ach, sie musste ja weiter. Von oben aus den Gesellschaftsräumen kamen Stimmen aus den geöffneten Fenstern. Heiter erschienen sie ihr. Gläserklirren. Rufe. Ein Prosit wohl. Wie heiß ihr war. Ein Prosit, um sie zu verhöhnen. Monster. Ja, so wurde sie hinter ihrem Rücken genannt.

Sie stand an der Wand. Die enge Korsage tat ihr weh. Das Herz darin. Sie bog sich zusammen. Wie das aushalten? Die knöchernerne Last auf ihrem Rücken. Sie duckte sich. Unsichtbar sein. Ach, wenn das möglich wäre! Ihr Makel war ja nicht abzulegen, war nur mit Mühe zu verstecken. Sie sah zur Seite, wischte sich über die Augen. Manchmal war es zu viel. Als hätte die Stadt all ihre Bösartigkeit und Gehässigkeit in das enge Geviert des Hofes geschaufelt.

Sie sumgte. Wiegte sich. Ruhig werden. „Mut, ma petite. Alors. Bist du das nicht gewohnt?“ Sie hörte ihre Stimme. Trost lag darin. Etwas sprach zu ihr. Sie war nicht allein. Tapfer hob sie den Kopf, reckte sich, nahm ihre Robe ab und schüttelte sie aus.

Entschlossen trat sie in den schwach erhellten Eingang, lief die Treppe nach oben und blieb im Foyer vor den Salons im ersten Stock stehen. Das Herz klopfte ihr in der Kehle. Mutig sein. Sie wusste doch um ihre Position. Ihr Leben

stand auf schwankendem Boden. Streng musste sie zu sich sein. Ihr weiches und empfindsames Herz in einen Harnisch aus Spott pressen. Mit dem Spott bei Hofe spielen, so, als hätte sie Vergnügen daran. Darin hatte sie Übung. Ja. Also weiter.

Sie nahm eine Kerze von der Konsole. Die Flamme zuckte im Luftzug und ihr Lichtschein traf auf einen Leib, der aus der Schwärze auftauchte. Die Flamme schuf die Illusion einer Bewegung. Eine weiße Schulter glitt ins Licht, ein runder Arm, ein weißer Bauch, weich gepolstert mit einem tiefen Nabel. Sie hob das Licht höher und sah in das Gesicht einer Statue. In weiße und unter schweren Lidern geöffnete Augen, die sie versonnen ansahen. Ah, da war sie. Wie eine Erscheinung. Vor ihr war Schönheit. Schönheit in Person. Sie vergaß, dass sie es eilig hatte, sah nur die weiche Haut des Steins. Durchlässig erschien sie ihr, als sei Leben darin. Wie geschmeidig die Glieder der Statue waren, wie selbstbewusst in der Bewegung, als ob sie tanzen wollten. Als sei die Statue beseelt von einem Geist. Als wolle der Künstler die Schönheit feiern. Wie sehr sie selbst darum wusste, sie den Schöpfer darum beneidete.

Ganz in den Anblick versunken, entstand in ihr der Gedanke, dass sie selbst ein Teil der Schönheit war, dass diese ohne sie nicht existieren konnte, denn Schönheit braucht den Betrachter, um zu sein. Was wäre diese ohne den Blick auf sie? Wozu also den Schöpfer beneiden? War das Erkennen von Schönheit nicht auch Kunst?

Neu belebt trat sie einen Schritt zurück. Umfasste die Statue mit den Augen. Nein, nein, das genügte ihr nicht. Sie musste sich ihr nähern, begreifen wollte sie. Rasch trat sie an die Skulptur heran, reckte sich auf die Zehenspitzen,

fuhr mit dem Finger über deren geschwungene Brauen, die nachdenklich zusammengezogen waren. Die Schönheit spüren. Auf seltsame Weise aufgewühlt, trat sie wieder zurück. Der Gedanke war zu faszinierend. Sie war es. Sie schuf das Geschöpf, machte es schön. Ohne ihren Blick wäre die Statue ein Nichts. Die Skulptur und sie bedingten einander. Sie selbst war Teil von dieser Schönheit. Das war Glück.

Alle Spannung fiel von ihr ab. Ihre Scham, ihr Kummer verfliegen. Ihre Spiellust packte sie. Sie reckte sich, näherte sich dem Ohr der Statue und flüsterte mit belegter Stimme: „Meine Schöne. So allein? Oje, Sie also auch? Und so still? Schämen Sie sich etwa? Jaja, ich verstehe. Was für ein Affront aber auch. Man hat Sie aus ihrem Zusammenhang gerissen. Hat Sie von Ihrer Herkunft getrennt. Sie hier abgestellt. Wie grausam aber auch. Nein, nein bitte keine Tränen. Beruhigen Sie sich. Sie sind in bester Gesellschaft. Die Schönheit und die Künste, wir verehren sie. Musen sind unsere liebsten Gäste. Wir heißen sie willkommen. Auch Sie, meine Schöne.“

Sie beugte sich und legte ihr Gesicht an den kühlen Schenkel der Figur, fühlte die Hitze ihrer Wangen. Schloss die Augen.

Der Stein war Haut für sie. Ihre Lippen berührten den Marmor, glitten über den kühlen Stein nach oben, ertasteten die Mulden, die Rundungen. Sie sah hoch.

„Wirklich. Sie dürfen mir glauben. Ihre Schönheit ist uns willkommen. Aber mehr noch Ihr Schweigen. Sie staunen? Verstehen Sie nicht? Ihre Schweigsamkeit schafft Raum für die Rede. Hier bei Hofe wird nämlich geschwätzt, dass die Ohren klingeln. Ach, der Hof!“

Erschrocken drehte sie sich um. „Ich habe ihn beinahe vergessen ... Wie leichtfertig von mir.“

Sie eilte zur Tür des Salons. Horchte. Dann kam sie beruhigt zurück, stand wieder vor der Statue und konnte von ihrer Bewunderung nicht lassen. Sie fuhr mit dem Finger über die kleine Brust, über jede einzelne Fingerspitze der schönen Hand, die sich, fein wie eine Spindel gedreht, über ihre andere Brust legte.

Sie sah hoch. Sah in das Gesicht der Schönheit. Sah die Statue aufmerksam an. Lächelte. Ihre Augen blitzten.

„Mon dieu, wie kreidebleich Sie sind. Geht es Ihnen nicht gut? Nein? Verständlich. Miserable, Ihr Schicksal. Ach, Sie Ärmste. Sie sind in Privatbesitz. Sind geraubt ... O ja, ich bin gebildet. Sogar in Latein. Leider ist dies mein einziger Verdienst, denn ich kann mich nicht wie Sie auf meine Schönheit verlassen. Ich weiß also, dass „privare“ „rauben“ heißt ... Nun ja, ein Mundraub, das sind Sie vermutlich. Denn wer könnte, wenn er Sie einmal gesehen hat, leben ohne Sie? Wie gut ich die Räuber verstehe. Sie prachtvolle Beute! Was für eine Freude, Sie zu besitzen. Aber Schönheit macht stumm, wie Sie sicher bemerkt haben. Nein, nein, das sollten Sie nicht zulassen. Schämen Sie sich. Wehren Sie sich. Begreifen Sie das nicht? Sie sind hier zum Gartenzwerg verkommen. Zum Dekor gegen die Langeweile. Wie meinen? Ah, Sie bleiben immer noch stumm? Sehe ich da einen Vorwurf in Ihrem schönen Gesicht? Ich verstehe. Mich meinen Sie. Mich, den Gnom in den höfischen Gärten. Sammlerstück im Raritätenkabinett. Ausgestellt als Grille der Natur. Ja, schauen Sie nur. Ich bin Blicke gewohnt. Mein Glück. Raritäten sind bei Hofe beliebt.“

Aufgeschreckt eilte sie an die Tür. Drängte sich ans Holz. Horchte. Kehrt zurück. Lästerte sogleich weiter:

„Sehen Sie. Wir stehen hier beide auf unserem Podest. Sie stehen erhöht als Ausstellungsstück und ich erhöht auf meiner wackeligen Position.“

Wieder nahm sie ein Geräusch wahr, eilte zur Tür und horchte. Rasch wandte sie sich um zur Statue. Zog die Augenbrauen hoch.

„Sehen Sie mich doch bitte nicht so strafend an. Wie meinen? Lassen Sie gefälligst diesen strengen Blick. Ach so. Sie meinen, das gehört sich nicht? Wie recht Sie haben, meine Schöne. Aber ich werde trotz Ihres kalten Blickes weiter lauschen an der Tür.“

Sie seufzte. Die Kunst des Horchens, ihr übles Talent. Schon früh hatte sie üben müssen, um sich gegen all die Bosheiten ihr gegenüber abzuhärten.

Das Ohr an die Tür gedrückt, horchte sie mit geschlossenen Augen. Sie brauchte Informationen. Noch war ihre Position in keiner Weise gesichert. Sie war noch nicht einmal fest engagiert, bekam noch keine Besoldung für ihre Arbeit und musste ihren Platz erst erobern.

Im Salon der Herzogin wurde lebhaft Konversation betrieben. Aus einem angeregten Gespräch erhob sich eine dozierende Stimme. Das Geplauder stockte, zerfiel in einzelne Worte, war am Verstummen. ‚Physiognomik‘, meinte sie zu hören. ‚Lavater‘, hörte sie. Die Sätze überschlugen sich. ‚Genie‘. Die Stimme, in tiefster Tonlage, war mit Inbrunst gefüllt, steigerte sich zu einem ‚Originalgenie‘. Worte, Sätze fielen über den Redner her.

Stuhlrücken. Gerade noch rechtzeitig entfernte sie sich von der Tür und versteckte sich rasch hinter der Marmorstatue.

Denn ein Page kam herausgeschlüpft, um wieder im Foyer die ihm bestimmte Position neben dem Portal einzunehmen. Sie presste sich an die Statue und flüsterte:

„Haben Sie es gehört? Genie. Aha, bei diesem Thema sind sie also.“ Wie als Antwort tönte es aus dem Salon:

„Genie ist Erscheinung! Das Ungelernte, das Eigentümliche, das Göttliche ist Genie.“

Den Kopf in eine Mulde der Statue geschmiegt, kicherte sie:

„Das Ungelernte. Eigentümliche. Da sind wir doch zu Hause, nicht wahr? Ach, könnt ich nur bei meinen erstaunlichen Gaben die Bilder aus der Seele raus malen, aber so geht mir's fatal mit vielen Sachen: Genie die Fülle, kann aber nichts machen.“

Jetzt hob sie den Kopf. Die Stimme ihrer Herzogin war zu hören. In ihrem bekannt raschen und fast atemlosen Tonfall sprach sie in die für sie nun eingetretene Stille:

„Lavaters Liebe und Güte wirken wohl stark auf die Menschen. Besonders, sagt man“, und jetzt war ihr Lachen zu hören, „besonders auf die Weiber. Ah, wenn ich eine große Monarchin wäre, müsste Lavater mein Premierminister sein, denn ich bin überzeugt, dass er eine solche Stelle ebenso gut bekleiden würde als jetzt die von einem Premierminister Christi.“

Die Stimme ihrer Herzogin faszinierte sie, und sie hatte längst vergessen, dass sie sich umziehen müsste. Da wurde sie fest an der Schulter berührt, und erschrocken fuhr sie herum. Ihre Kammerfrau stand hinter ihr und raunzte sie beleidigt und in tiefstem thüringischen Dialekt an:

„Kemse dan endlich haime? S`nich me zum Ushalen, wos ich wart hab.“

„Dörle. Mon dieu. Was hast du mich aber auch erschreckt. Du kannst mich doch nicht so überfallen. Aber du hast recht. Vite, vite. Lauf rasch hoch und leg das flohfarbene Seidene heraus.“ Sie scheuchte sie die schmale Holzterappe in ihre Mansarde hinauf.

„Poltere nicht so. Also wirklich, kannst du nicht leise sein? Vergiss nicht den Puderumhang, eine Schale Wasser, die Kämmе, die Bürsten. Beeil dich. Und frische Strümpfe. Bitte.“